
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 242. Bromberg, den 18. Oktober 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie kommen an einem Kiefernforst vorüber Ein Schwarm Raben flattert aufgescheucht und krächzend über den Wipfeln und versinkt dann wieder wie ein Spuk im Walde.

Da steckt eine Waldecke noch ihre Nase vor. Als der Reiter an ihr vorbei ist, sieht er ein dunkles Fahrzeug auf der Landstraße vor sich liegen: einen Schlitten! Es scheint etwas nicht in Ordnung zu sein. Mehrere Männer arbeiten an seinen Kufen; er hört das Klopfen des Hammers in der dünnen Luft. Im Vollmondschein nachtwandelt ein Teil der Fahrgäste, Herren und Damen, neben dem Schlitten auf der Straße.

Nun haben auch die neben dem großen Postschlitten Wartenden den Reiter entdeckt. Als er in schlankem Trab herankommt, fesselt er die allgemeine Aufmerksamkeit. Das rotglühende Gesicht unter dem weißbestäubten Blondhaar, der Ritt durch die Nacht, der wundervolle Rappe, das gibt dem Staunen schon genug Nahrung.

Aber wie sieht er sonst aus! Leichte, rote Safianschuhe unter weißen Unterhosen, die lang und verräterisch unter dem Mantel hervorsehen . . .

Gelächter erhebt sich.

„Da — da!" schreit ein Fahrgast und zeigt mit dem Finger auf des Reiters Schuhe.

Doch der stört sich nicht an ihren Zurufen, reitet lachend an ihnen vorbei.

„Karneval! Prinz Karneval" schreien sie hinter ihm drein.

Nun ist er vorbei. Der Rappe schnaubt.

Aber da kommt ja noch jemand von der Gesellschaft... Eine Dame im Pelzmantel. Sie hatte sich auf- und abgehend von dem Schlitten entfernt. Jetzt steht ihr plötzlich der Rappe gegenüber, als sie sich umdrehte. Sie erschreckt. Gleitet aus, als sie zurückspringt, fällt in den Schnee. Der Reiter springt vom Pferd herunter, ist mit zwei Sprüngen bei ihr, hilft ihr auf.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschreckt habe! Haben Sie sich verletzt?"

„Gott sei Dank, nein! Der Schnee ist weich! Sie lacht. — Seine Blicke senken sich tief in das Blau ihrer Augen . . . „Meine ganze Wette wäre mir auch verdorben gewesen, wenn Sie Schaden gehabt hätten . . . Ich muß weiter —" Er zögert, ihr lachendes Gesicht vor Augen, dann sagt er rasch: „Ich möchte Sie wiedersehen. Darf ich das?"

„Ich bin auf Reisen, mein Herr", kommt es kühl aus ihrem Munde.

Er schwingt sich auf sein Pferd. „Schade! — Verzeihen Sie! — Vorwärts, Mirko!"

Sie jagen davon.

Die Passagiere überfallen die Dame mit Fragen: „Fräulein Geraldi, wer war denn der komische Heilige, der Sie bald in Grund und Boden geritten hätte?"

„Ich weiß nicht. Es ging so schnell. Seinen Namen nannte er nicht."

Ein Berliner Fahrgast ruft: „Det war bestimmt so wat Entsprungenes, so'n Großmogul aus'm Tollhaus . . . Oder vielleicht der Spion und Falschspieler aus Magdeburg, den sie jetzt überall in Preußen suchen . . ."

Hortense Geraldi bekommt ängstliche Augen.

Da drängt sich der Kutscher vor.

„Nee, Herrschaften!" sagt er, „det wees ick besser. Wissen Se, wer det war? Det war der tolle Achaz, der Achaz von Bismarck! Den kennt in Potsdam jedes Kind von wejen seinen Streichen. Der reitet mit des Deubels Großmutter um die Wette, wenn es sein muß!"

Hortense Geraldi lächelt still in sich hinein. Das also war der Achaz. Na, da war es zu verstehen, daß ihr korrekter, vernünftiger Vater von diesem Struwelkopf nichts wissen wollte . . .

Aber schön war das Bild doch gewesen: wie das Pferd da stand — und der Reiter!

Achaz jagt auf sein Gut Birkholz zu. Schon dröhnt unter Mirkos Hufen das eigene Land, das Herrenland. — Herrenland? Die Standesgenossen nennen ihn Rebell, Rebell gegen den Adel! Pah!

Aber nun langsam — da kommen ein paar Offiziere geritten — in ihrer Mitte ein bekanntes Gesicht — Prinz Louis Ferdinand! Achaz weiß sofort: das hat Lützow eingefädelt . . .

Nun ist er heran. Er pariert und grüßt.

„Ein schönes Tier haben Sie da!" Louis Ferdinand reitet nahe an den Rappen heran. Dann bricht sein wohllautendes Lachen hervor. Der Reiter lacht mit; er weiß, es gilt seinem Aufzug, und er weiß auch, dieser volkstümliche Prinz ist fröhlich mit den Fröhlichen. Er liebt Originale. Er kann sich über Pedanterie im täglichen Leben und Kleinigkeiten des Gamaschendienstes aufregen, als seien sie seine schlimmsten Feinde.

In der Gedankenschnelle einer Minute drängt sich in der Seele des jungen Reiters alles zusammen, was er über den Heldenprinzen gehört hat, den die preußische Jugend vergöttert: wie er in seiner selbstlosen Tapferkeit, ohne Schonung gegen sich selbst, einen österreichischen verwundeten Soldaten aus dem Schlachtgetümmel vor dem von den Preußen belagerten Mainz heraustrug, wie er an der Spitze einer Schar von Freiwilligen im stärksten Feuer eine Redoute eroberte und dabei schwer verwundet wurde, wie er in der Schlacht bei Pirmasens, wo der französische General Moreau die Macht seiner Geschütze sprechen ließ, im dichtesten Feuer aushielt, bis der Sieg errungen war.

Da hält er nun vor ihm die straffe, hohe Gestalt mit dem ebenmäßigen schönen Gesicht unter dem ungepuderten Haar — wie weit ist er schon über die Spielereien des Rokokos hinausgewachsen! Wie verlockt ein tiefer, rätselvoller Ernst unter der oberflächlichen Welle seines heiteren Lächelns zu der Frage: Wer bist du, Mensch unter der

Prinzenmaske? Ein Dämon der Leidenschaft und des Widerspruchs? Oder ein Genius des Lichtes und der Liebe?

„Meine Herren! Wir haben uns selbst überzeugt. Die Wette lautete: „Der Leutnant Lützow stiftet vierundzwanzig Flaschen Rüdesheimer, wenn der Achaz von Bismarck, nur in Hemd und Unterhose und den Mantel darüber, in der schärfsten Kälte von Tangermünde nach Birkholz reitet. Der tolle Achaz hat die Wette gewonnen. Darum soll er geehrt werden. Folgen Sie mir!"

Der Prinz reitet voran.

Vor dem Herrenhaus steigen sie ab, gehen ins Haus. Im großen Saal brennen die Kronleuchter. Die Tische schimmern von Silber und edlem Kristall.

„Lützow!" Achaz drückt dem ehemaligen Regimentskameraden die Hand. „Du verfluchter Indianer! Was hast du angerichtet! Wer hat dem Prinzen unsere Wette verraten?"

„Ich!" Lützow lacht dröhnend. „Mein Junge, du bist goldig in deiner Harmlosigkeit. Als ob der Prinz sich solch eine Gelegenheit mit Spitzenleistung entgehen läßt. Der weiß alles, was vorgeht. Und das Fest der Jugend heute abend hier in deinem Hause stammt von ihm. Alles war von langer Hand vorbereitet. Freu dich, daß er da ist!"

„Und ob ich mich freue!"

Der Prinz geht voran. „Los Achaz, rauf auf die Schultern!" Achaz muß auf Lützows Geheiß auf den Schultern und Armen zweier Kameraden sitzen. Männer, Frauen, junge Mädchen kommen auf ihn zu.

Und da steht auch Frau von Bismarck.

„Mutter! Das hast du fein gemacht, diesen Empfang!"

Lützow spricht ein paar Worte. Dann regnet es Glückwünsche . . .

„Bravo! Bravo! Es lebe der tolle Achaz!"

Schon sitzt ein junges Mädchen am Clavichord und intoniert die ersten Takte des Hohenfriedbergers. Achaz weiß in seiner Freude nicht, wem er zuerst danken soll, er muß viele Hände freundschaftlich schütteln und sagt immer nur ein und dasselbe: „Danke! Danke! Nur kein Lob! Ihr wißt, das kann ich nun einmal nicht leiden!"

Das erwidert er mit seiner ehernen Baßstimme solange, bis auch die anderen es müde sind. Und dann wird man einander vorgestellt, soweit man sich noch nicht kennt. Da ist der Freiherr von Sanden mit seiner jungen Frau, die Achaz gleich wie gebannt anschaut, eine jener empfindsamen, feurigen Brünetten, an denen er so sehr Gefallen findet. Da sind zwei rheinische Fürstensöhne, die in ihrer dunklen Lebhaftigkeit die Gesellschaft durcheinander bringen, da lächeln schalkhaft oder verlegen ein paar junge Damen, die nicht mehr den Stil der Rokokoanmut beherrschen und doch nicht frei und selbständig genug sind, um große Damen des Empire zu sein und eigentlich viel zu auffällig mit ihren blauen, braunen und schwarzen Feuerblicken die schlanke und weltmännisch gepflegte Gestalt des Reichsgrafen Hadik von Futak beobachten. Graf Hadik, dem man den sehnigen, straffen Reitersmann anmerkt, ist ein Verwandter jenes Andreas Hadik, dem im Siebenjährigen Krieg ein verwegener Handstreich auf Berlin gelang. Er beglückwünscht Achaz herzlich.

Frau von Bismarck eilt, ihren Sohn für sich mit Beschlag zu belegen und ihn nach den Einzelheiten seines abenteuerlichen Rittes auszufragen. Aber Achaz bleibt einsilbig.

„Ich könnte ja einen Roman erzählen und mich zum Helden machen, wie die Frauen das gern haben. Aber ich bin doch zu unbedeutend dazu, liebe Mutter."

„Na, na, mein Junge — ganz leicht war es doch nicht . . ."

„Mit Vaters spartanischer Erziehung habe ist es bewältigt."

„Sie dürfen es mir glauben" — er wendet sich an alle, die zuhören — „mit der Kälte bin ich am schnellsten fertig geworden. Ich habe einen Vater gehabt, der mich im Ertragen von Natureinflüssen erzog. Die Decke ist mir schon, als ich erst sechs Jahre zählte, buchstäblich im kalten winterlichen Zimmer nachts am Munde angefroren. Das lederne Kopfkissen schützte mich vor allen Quertreibereien verrückter Träume, und die Decke, unter der ich schlief, war eine leichte Last."

Einer der rheinischen Prinzen schüttelte sich.

„Stoff für einen Eskimoroman!" sagt er, und die jüngeren Damen lachten.

Prinz Louis Ferdinand sitzt am Kopfende des Tisches. Neben ihm die Hausfrau. An seiner anderen Seite Fräulein Fromm. Seine Freundin. Die Mutter seiner Kinder. Der Stein des Anstoßes bei Hof: Louis Ferdinand gilt ihretwegen als ein Rebell gegen die Staats- und Gesellschaftsordnung. Aber er liebt sie. Zögert nicht, es überall zu bekennen. Hier in Birkholz hat Frau von Bismarck für die junge, sanfte, schöne Frau in dem weinbeerroten Samtkleid, deren Augen mit so stillem Feuer den Louis Ferdinand bewundern, eine gütige Hand und herzliche Worte.

„Neben dem Frömmchen ist Ihr Platz, toller Achaz! Ihr Einfluß ist mildernd wie Mondlicht. Das tut Ihnen gut". — Er steht auf. „Wir feiern die alte preußische Reiterei in dieser Leistung eines Bismarck. Ich erhebe mein Glas. Tun Sie mir Bescheid, meine Herren!"

Die Gläser klingen. Fröhlichkeit hängt über den Stirnen. Man ißt und trinkt.

Von Graf Hadik hat Achaz eben den Namen Napoleon aus den Gesprächen herausgehört und erkundigt sich bei ihm danach.

„Sie können mir glauben", erzählt er, „keiner sitzt so putzig zu Pferd wie dieser kleingewachsene Korse. Hochbeiniges Pferd, kleiner Mann! Es sieht aus, wie wenn das Tier mit einem Zwerg kobolzt."

„Haben Sie ihn denn selbst reiten sehen? Als Louis Ferdinand die Frage stellt, sind wie mit einem Schlag alle Gespräche verstummt. Es ist schon so in Deutschland, wie im übrigen Europa, daß jeder etwas über den einst so schmächtigen Korsen hören will, der als armer Artillerieleutnant seiner Hauswirtin die Miete und seiner Wäscherin die Wäsche nicht bezahlen konnte, dann als General des Direktoriums und als Konsul durch seine Kriegszüge die Welt erschütterte und sich vor wenigen Wochen die Krone selbst aufs Haupt drückte und zum Kaiser der Franzosen gemacht hat.

„Ja", erzählt Hadik, „ich stand mehrmals ganz in seiner Nähe, als er davonritt. Einmal bei Alessandria, wo ich mich bei der österreichischen Gesandtschaft befand, die den Waffenstillstand mit ihm abschloß, als er mit knapper Not die Schlacht bei Marengo gegen uns gewonnen hatte, und später in Paris. Er reitet nie anders als in voller Karriere. Alles muß weg, vor ihm und hinter ihm und neben ihm, oder es wird erbarmungslos niedergeritten."

„Er reitet eben in die Sonne", kommt es wie ein Verzicht aus dem Munde des rheinischen Prinzen.

Louis Ferdinand wird boshaft: „Auch die Sonne geht unter."

„Ich habe es mit angesehen", ereifert sich Hadik. „Einige Diplomaten hatten Zutritt, darunter auch ich. Es war ein großer Augenblick für ihn, als er in der Kirche Notre Dame am Altar die Krone nahm. Und dann geschah das, was auch seine intimsten Freunde nicht erwartet hatten: er setzte sich die Krone selbst aufs Haupt, und dann krönte er Josephine. Aber mir war in diesem Augenblick, als fordere er damit alle Könige Europas in die Schranken, und viele Franzosen werden diese Krone mit ihrem Leben bezahlen. Aber auch mancher von uns . . ."

Ein Schweigen liegt nach diesen Worten im Raum, das die Gedanken fesselt, als zögen Bleigewichte alles Helle in die tragische Nacht irdischer Wesenlosigkeit, in den nie stillenden Strom des Vergehens hinab . . .

Bis eines der jungen Mädchen auf dem Clavichord eine E-Dur-Arabeske improvisierte und fröhliche Gesichter schafft.

„Tanz! Tanz!" Es klingt wie ein erlösender Befehl, der alle europäische Tragik aus dem Saal jagt.

Es gibt kein Rokoko mehr — so hatte Prinz Louis Ferdinand gesagt, als man in Rheinsberg seinen Oheim Prinzen Heinrich, den Bruder des Großen Friedrich, begrub . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der berühmte Wagen.

Erzählung von Adele Ude.

Irene Malchus erzählte die Geschichte immer wieder gern. Gab sie ihr doch Gelegenheit, ihren nicht gerade schönen und etwas veralteten Wagen in Schutz zu nehmen, den ihre Bekannten ein wenig mitleidig zu betrachten pflegten . . .

„Als ich diesen Wagen zum erstenmal sah, der mir neben anderen damals auf mein Gesuch hin angeboten wurde, ging es mir nicht anders als Ihnen", pflegte Irene Malchus durchaus ungekränkt zu erwidern.

„Ich war mir ohne weiteres klar darüber, daß er mit seiner veralteten Form für mich nicht in Frage käme . . . mochte die Maschine auch noch so vorzüglich sein. Mit dieser Erklärung wollte ich die fremde Garage bereits wieder verlassen, als die Besitzerin des Wagens selber erschien und mich zu einer kurzen Unterredung in das Haus bat. Es war die berühmte D., die ich bisher nur von der Bühne kannte. Aber nie hatte sie einen derart tiefen Eindruck auf mich gemacht, wie in diesem Augenblick unmittelbarer Nähe. Um so betroffener und nahezu beschämt fühlte ich mich durch die demütige Art, in der sie mich bat, den Wagen doch zu kaufen. Sie gestand mir, ihre Stimme wäre durch eine Erkrankung schwer gefährdet und nur eine kostspielige Kur könnte vielleicht noch Rettung bringen. Leider befinde sie sich aber in großen Geldsorgen, die alles in Frage stellten . . . „Nehmen Sie den Wagen", bat sie dringend. „Sie werden es erleben, daß er Ihnen Glück bringt. Er hat mich zu soviel Triumphen gefahren und so viel Glanz miterlebt. Das geht auf die Dinge über . . . glauben Sie mir. Er wird auch Ihnen Glück bringen."

Wenn ich auch nicht augenblicklich von solchen Zusammenhängen überzeugt war, so lag in der Art, wie sie den Wagen zu verklären wußte, soviel Zwingendes und Rührendes zugleich, daß ich meine anfängliche Ablehnung ganz vergaß — und schließlich den Wagen wirklich kaufte.

Nachdem ich ihn aber einige Wochen besaß, und die begleitenden Umstände verblaßt waren, drang meine erste Abneigung gegen sein Äußeres wieder durch. Wenn er mich auch vollkommen einwandfrei und zuverlässig fuhr, so fühlte ich doch immer mehr, daß ich mit ihm alles andere als Bewunderung erregte. Und schon bald war ich entschlossen, ihn wieder abzugeben, auch mit einem gewissen Schaden.

Aber dann kam mir jene denkwürdige Alpenfahrt dazwischen.

Es war Ende Oktober. Ich hatte Bekannte am Bodensee besucht und befand mich auf der Heimfahrt nach Innsbruck. Leider hatte ich mich nicht so zeitig freimachen können, wie ich eigentlich wollte, und es war bereits später Nachmittag, als ich durch Bludenz fuhr. Ich hoffte aber dringend, noch vor Dunkelwerden über den Arlbergpaß zu kommen und St. Anton drüben zu erreichen, wo ich übernachten wollte. Denn um solch späte Jahreszeit weiß man in diesem Gebiet niemals, ob nicht in der Nacht schon Schneefall einsetzt, der den Paß vollkommen abriegelt. Diese Sorge drängte sich mir ziemlich ernsthaft auf, während ich das langsam ansteigende Klostertal hinauffuhr. Die Dämmerung brach heute überraschend früh herein. Dazu wehte ein verdächtig rauher Wind von der Valluga herunter . . . Ich atmete auf, als ich endlich den erleuchteten Kirchturm von Stuben erblickte, wo die eigentliche Bergfahrt allerdings erst beginnen würde.

Da — ich hatte das Gasthaus von Stuben noch nicht erreicht — erfaßten die Scheinwerfer meines Wagens unmittelbar vor mir auf der Straße eine Anzahl Menschen, die sich mir mit lebhaftem Winken in den Weg stellten . . . und mich schließlich zum Halten zwangen. Kaum stand der Wagen, als der Schlag auch schon von außen geöffnet wurde. Ich blickte in gänzlich unbekannte Gesichter, deren Lachen mich allerdings dahin beruhigte, daß ich es mit keinem bösartigen Überfall zu tun hätte. Zu Wort kam ich nicht, sondern wurde endlich mit sanfter Gewalt zum Aussteigen gezwungen. Man umringte mich in einer mir unbegreiflichen Begeisterung und geleitete mich, die ich keinen Widerstand mehr leistete, zu einem hellerleuchteten Hause hinüber, das ich einigermaßen beruhigt als den alten Gasthof von Stuben erkannte. Auch die Bernhardinerhunde drängten sich soeben durch die Tür ins Freie und schufen sogleich durch ihren biederen Anblick die vertrauliche Stimmung einer guten Herberge.

Bevor ich aber in die kleine Vorhalle eintrat, verneigten sich einige dort wartende Herren tief vor mir und baten mich wegen des Überfalles um Entschuldigung, indem sie mich mit einem Namen anredeten, der mir augenblicklich die ganze Lage erklärte. Es war der Name jener berühmten Wiener Sängerin Frau D., von der ich vor Wochen meinen Wagen gekauft hatte. Ich vergaß einen Augenblick lang meinen Unwillen über die unterbrochene Fahrt und betrachtete belustigt einen festlich gedeckten Tisch, der offenbar schon auf mich wartete. Im gleichen Augenblick hörte ich mich wieder mit dem Namen der berühmten Sängerin angesprochen, und ein junger Herr erklärte mir mit schwärmerischem Blick: vor einer Weile hätte ein Freund von ihm aus Bludenz hier im Gasthof angerufen der Wagen der Frau D., den er ganz genau kenne, wär soeben in der Richtung auf Stuben durchgefahren. Man solle doch der Künstlerin eine kleine Huldigung darbringen Sie würde sich gewiß freuen . . .

Nun war es endlich an mir, den ganzen Irrtum aufzuklären. Ich trat in das volle Licht der geräumigen Gaststube und bat, mich erst einmal genauer anzusehen . . . . . Die Lage war einen Augenblick lang ziemlich peinlich, löste sich aber rasch in allgemeine Heiterkeit auf und führte schließlich dazu, daß ich mit großer Liebenswürdigkeit gebeten wurde, den nun einmal wartenden Platz an dem mit letzten Alpenblumen geschmückten Tisch einzunehmen. Ich wollte mich allerdings mit meiner bevorstehenden Bergfahrt entschuldigen, konnte mich aber nicht durchsetzen. Die kleine übermütige Gesellschaft war nicht gewillt, dieses Abenteuer ohne eine gewisse Befriedigung ausklingen zu lassen, so daß ich mich schließlich an dem großen runden Tisch niederließ, um den Spaß nicht zu verderben.

Als ich nach einer Weile auf die Uhr schaute, war eine reichliche Viertelstunde vergangen. Nun mußte ich aber wirklich Ernst machen mit meiner Weiterfahrt. Ich erhob mich, dankte für die mir unverdient zugefallene Huldigung — — da wurde die allgemeine Aufmerksamkeit plötzlich von mir abgelenkt. Die Tür des Gastzimmers hatte sich geöffnet, und einige tiefverschneite Gestalten drängen atemlos herein. Ohne sich ihrer nassen Mäntel zu entledigen, riefen sie nach dem Wirt und baten dringend um Stallung für ihre Pferde und Wagen. Draußen herrsche seit einigen Augenblicken ein furchtbarer Schnesturm. Sie hätten nur mit großer Mühe das Gasthaus noch erreicht . . . Erschrocken eilte ich hinaus, mußte aber vor dem Unwetter in den Schutz des kleinen Vordaches zurückflüchten. Kaum erkannte ich in dem undurchsichtigen Schneetreiben die Umrisse meines Wagens, der mit hilflos blinden Scheinwerfern vor dem Hause stand.

„Sie können froh sein, daß Ihr Wagen noch hier steht und nicht irgendwo auf dem Paß", hörte ich jemanden neben mir sagen. Und bei diesen Worten überlief mich ein Schaudern . . . Wenn mich niemand angehalten hätte vorhin, wäre ich jetzt dort oben in den Bergen ganz allein, dem furchtbaren Wetter hilflos preisgegeben, ohne vorwärts oder zurück zu können. Was wollte dagegen die kleine Unbequemlichkeit besagen, daß ich nun morgen oder auch noch einen Tag länger hier auf bessere Gelegenheit warten müßte!

Inzwischen hatten hilfsbereite Hände meinen Wagen glücklich unter Dach geschoben, und ich kehrte nachdenklich und kleinlaut in das warme Gastzimmer zurück. Die kleine Gesellschaft war natürlich ebenfalls lebhaft erfüllt von den ungeahnten glücklichen Folgen ihres übermütigen Einfalls. Ich sparte auch nicht, allen meine Dankbarkeit zu gestehen, und wir saßen noch lange am warmen Ofen beisammen . . .

Spät in der Nacht trennten wir uns. Ich blieb allein in meinem Zimmer. Es trieb mich, an Frau D. ein paar Zeilen zu schreiben. In ihrem augenblicklichen Leiden würde es sie sicher freuen, von den Huldigungen zu hören, die ihr in diesem einsamen Bergdorf zugedacht waren. So erzählte ich ihr ausführlich mein Erlebnis. Und „Sie haben recht behalten", schloß ich, „Ihr Wagen hat mir wirklich Glück gebracht. Das will ich ihm nicht mehr vergessen."

Ein kleiner Küstensegler.

Skizze von Paul Jacob Langenbeck.

Unsere „Marie-Anne" war sehr klein für die Fahrt auf hoher See, aber ein fast neues Schiff und eben erst auf das sorgfältigste überholt worden. Dutzende gewagtere Reisen hatte sie hinter sich als jene von Hamburg nach Emden, auf der sich unbegreiflicherweise ihr Schicksal erfüllte. Kaum daß wir noch Zeit hatten, die Jolle flott zu bekommen . . .

Dunst lag über der Nordsee. Düster wallte eine lange Dünung. Die „Marie-Anne" stieß und dümpelte, knarrte unheimlich in den Spanten, folgte störrisch dem Kurs. Windstöße warfen sich unverhofft über das Wasser. Ein Schwarm Möven, der uns solange begleitet, zog südwärts der Küste zu. Wir refften die Segel — der Bestmann und ich —, und unser Schiffer nahm das Ruder.

Es war wahnwitzig, den Kurs auf Borkum Feuerschiff länger beizubehalten. Noch konnten wir in die Weser abdrehen.

Schaum rollte dann über die See. Dunkle Streifen zeichneten den Himmel, Regen trommelte plötzlich, zischend fuhr Spritzwasser an der Bordwand hoch.

Nur widerwillig, schien es, warf sich unser Segler dem Unwetter entgegen. Hart fiel er unter dem Anprall einer Böe nach Backbord ab, nahm den ersten Brecher über die Breitseite.

„Käppen!" rief der Bestmann, schwieg aber, als er sah, daß der Schiffer wieder anluvte und erneut den Wind voll in die Lappen nahm. Das Takelwerk knirschte, die dicht gerefften Segel rissen und zerrten. Unbeirrt lag der Bug auf dem alten Kurs.

Die Böe mit ihren hängenden Regenschwaden schleppte der Küste zu. Eine steife Brise blieb zurück.

Unser Schiffer ließ die Verkürzung der Segel wieder hinwegnehmen. „Die Ladung", sagte er, „muß unter allen Umständen zur festgesetzten Zeit in Emden sein."

Da verstanden wir ihn. Niemand sollte sagen können, das bißchen Wind hätte ihn aufgehalten — —

Bergauf, bergab ging es. Über brausende Wellenkämme kletterte der kleine Segler, nahm Brecher an, die ihn zu begraben drohten, krachte in gurgelnde Täler. Salzwasser blendete uns minutenlang. Durch mußten wir! Die Hälfte des Weges war ja schon geschafft. Der Wille des Schiffers verströmte in das Schiff.

Da — riesengroß wälzte es sich näher. Donnernd zerbrach die Schaumkrone. Stand auf, neugeboren.

Der Mensch am Ruder krümmte sich zusammen, stemmte sein winziges Fahrzeug gegen Himmelsgewalten. Durch! Der Brecher verrauschte in Lee . . .

Da — noch einmal! Hinüber mit der „Marie-Anne"! Sie kämpfte gegen eine wogende Welt. Wie schon so oft. Doch es war dieses Mal, als ob sie das Unheil ahnte. Scherte oft aus dem Kurs, flatterte mit den Segeln, bäumte sich unter dem Druck des Ruders. Große Dampfer zogen vorbei, mit heulenden Turbinen und peitschenden Schrauben. Kaum ein Spritzer erreichte das Deck. Die Matrosen wuschen Farbe und putzten Messing. Passagiere lustwandelten auf geschützter Promenade. Sahen sie den taumelnden Segler?

Und wieder sauste die „Marie-Anne" schräg eine Wasserwand empor. Tückisch verhalten lauerte der Wellenkamm, verbarg sich jenseits der grünschillernden Tiefe.

Doch es gab kein Hindernis mehr für unseren Schiffer, keine zu hohe See. Hinüber! Die Segel knallten. So zerweht war die Brise in dem Wellental. Abermals ging es bergauf . . .

Gegen Abend flaute es stark ab. Der Bestmann kochte schnell eine Tasse Tee und wollte dann den Schiffer ablösen. Als er an Deck kam, sah er eine ganz unbedeutende Welle gegen die Bordwand laufen. Dumpf prallte sie über Deck, zerschlug die Luke. Unbegreifbar!

Wasser rauschte in den Laderaum. Schwer legte sich die „Marie-Anne" nach Luv über. Versackte dann plötzlich bis an die Verschanzung.

Gemächlich hob die nächste See das sinkende Schiff auf ihren Rücken, ließ es sanft wieder talwärts gleiten.

Erneut schoß das Wasser in die Luke. Ein paarmal noch. Unersättlich trank die „Marie-Anne".

Wir mußten rennen, die Jolle am Heck klar zu bekommen. Unser Schiffer stand noch immer am Ruder, die Augen auf den Horizont gerichtet, wo die Lichter des Borkum-Feuerschiffes pendelten.

Der Bestmann mußte ihm die Finger von den Ruderspeichen förmlich losbrechen.

„Es geschieht meinem Schiff doch nichts?" fragte er leise. Das waren seine letzten Worte an jenem Tage. Ein vorüberziehender Dampfer nahm uns dann auf. Sein Funkspruch meldete: Auf der Höhe von Borkumriff sank die „Marie-Anne", ein kleiner Küstensegler . . .



Bunte Chronik



Eskimos verzehren ihre Boote.

Die Eskimos in Alaska sind, wie kanadische Jäger berichten, von einer Hungersnot bedroht. Wölfe haben die Renntierherden, die sonst eine wichtige Nahrungsquelle für sie waren, vertrieben, und Fische und Seehunde haben die Eskimos in diesem Sommer kaum fangen können. In ihrer Not kochen und verzehren sie bereits die Fellhülle ihrer Boote, die sie in schmale Streifen schneiden. Es ist das einzige Mittel, das ihnen bleibt, um dem Hunger zu steuern.

Wann sind wir am besten gelaunt?

Ein englischer Psychologe hat interessante Untersuchungen angestellt, die der Frage der guten Laune galten. Veranlaßt wurde er dazu durch eine Selbstbeobachtung. Er fand in seiner Lebenserinnerung viele Tage, an denen er am Vormittag bester Laune gewesen war. Am Nachmittag senkte sich jedoch die Freudigkeitskurve. Eine unerklärliche Mißstimmung stellte sich ein, ohne daß ein besonderer Anlaß für diese Veränderung gegeben war. Die wissenschaftliche Durchforschung dieses Tatbestandes führte zu zwei Feststellungen. Nach Auffassung des Gelehrten hängt die gute Laune mit dem Tiefschlaf des Menschen zusammen. Alle Personen, bei denen der Schlaf vor Mitternacht der beste ist, erreichen den Höhepunkt ihrer Lebensbejahung am darauffolgenden Vormittag um 10 Uhr. Alle, die erst nach Mitternacht gut schlafen, werden erst am darauffolgenden Nachmittag vergnügt. Das Maximum ihrer Laune wird gegen 10 Uhr abends erreicht. So der englische Psychologe! Hoffentlich stimmt's . . .



Lustige Ecke



Im Restaurant.

„Darf ich fragen, was der Herr trinkt?" erkundigte sich der Kellner.

„Bisher nichts, wie Sie sehen!" antwortete der Professor, Lehrer der Grammatik. „Ich möchte Sie bitten, Ihre Frage im Futurum zu wiederholen!"

*

Der Fakir der Insektenwelt.



Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke: gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.